

Verleihung
Friedenspreis des Deutschen Buchhandels
Sonntag, 22. Oktober 2023

Salman Rushdie

Alle Reden

Grußwort

Mike Josef

Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt am Main

Grußwort

Karin Schmidt-Friderichs

Vorsteherin des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels

Laudatio

Daniel Kehlmann

Verleihung des Friedenspreises

Karin Schmidt-Friderichs und Salman Rushdie

Dankesrede

Salman Rushdie

Urkunde

Den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels
verleiht der Börsenverein im Jahr 2023 an

Salman Rushdie

Seit seinem 1981 erschienenen Meisterwerk »Mitternachtskinder« beeindruckt Salman Rushdie durch seine Deutungen von Migration und globaler Politik. In seinen Romanen und Sachbüchern verbindet er erzählerische Weitsicht mit stetiger literarischer Innovation, Humor und Weisheit. Dabei beschreibt er die Wucht, mit der Gewaltregime ganze Gesellschaften zerstören, aber auch die Unzerstörbarkeit des Widerstandsgeistes Einzelner.

Weil der iranische Ajatollah Chomeini 1989 eine Fatwa gegen ihn ausgesprochen hat, lebt Salman Rushdie in ständiger Gefahr. Dennoch ist er nach wie vor einer der leidenschaftlichsten Verfechter der Freiheit des Denkens und der Sprache – und zwar nicht nur seiner eigenen, sondern auch der von Menschen, deren Ansichten er nicht teilt. Unter hohen persönlichen Risiken verteidigt er damit eine wesentliche Voraussetzung des friedlichen Miteinanders.

Kurz vor Veröffentlichung seines jüngsten Romans »Victory City« wurde er im August 2022 Opfer eines Mordanschlags. Trotz massiver körperlicher und psychischer Folgen, mit denen er noch immer ringt, schreibt er weiter: einfallsreich und zutiefst menschlich. Wir ehren Salman Rushdie für seine Unbeugsamkeit, seine Lebensbejahung und dafür, dass er mit seiner Erzählfreude die Welt bereichert.

Börsenverein des Deutschen Buchhandels

Die Vorsteherin

Karin Schmidt-Friderichs

Frankfurt am Main in der Paulskirche
am 22. Oktober 2023

Mike Josef

Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt am Main

Grußwort

Mit Salman Rushdie wird heute in der Frankfurter Paulskirche ein großer Schriftsteller und tapferer Kämpfer für die Meinungs- und Publikationsfreiheit mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels geehrt. Ich denke, Sie, lieber Salman Rushdie, sind genau der richtige Preisträger für diese Zeit.

Der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels wird seit 1951, dem zweiten Jahr der Verleihung, in der Frankfurter Paulskirche vergeben. Selbstverständlich ist die Paulskirche genau der richtige Ort dafür. Sie ist ein Ort des Wortes. Ein Ort der Debatten. Vor 175 Jahren hat hier die Frankfurter Nationalversammlung dem deutschen Volk die langersehnten Grundrechte zugesprochen. Darunter auch die Meinungs- und Pressefreiheit. Die bis dahin allgegenwärtige Zensur wurde in der Paulskirche abgeschafft. Der Friedenspreis hat hier seine Heimat gefunden, weil die Paulskirche den Werten der demokratischen Bestrebungen seit 1848 ein Zuhause gibt. Werten wie Menschenrechte, Meinungs- und Pressefreiheit, Frieden und Demokratie. Das Leben und Schaffen des heutigen Preisträgers steht symbolisch für diese Werte Frieden und Meinungsfreiheit. Die Paulskirche hatte verschiedene Bedeutungen im Laufe der Geschichte. 1848 war sie »Wiege der deutschen Demokratie«. 1944 stand ihre Ruine für die Schrecken und die Zerstörung der Naziherrschaft. Erst mit dem Wiederaufbau wurde die Paulskirche erneut zum Symbol der freiheitlichen Grundwerte.

Walter Kolb, Frankfurts erster Bürgermeister nach dem Zweiten Weltkrieg, setzte sich für diesen ein. Der Wiederaufbau gelang in der Mangelzeit jedoch nur mit vereinten Kräften. Die Vision von Walter Kolb möchte ich hier kurz in seinen eigenen Worten wiedergeben:

»Möge aus der Frankfurter Paulskirche unser Bekenntnis zum Frieden nach außen und nach innen und unser Wunsch nach Zusammenarbeit mit allen gut gesinnten und demokratischen Nationen zu den Herzen der Menschen in aller Welt dringen und in ihnen und in uns die Hoffnung auf einen wahrhaften Frieden stärken.« Das geplante Haus der Demokratie soll und wird diesen Prozess fortsetzen – als ein offenes Projekt politischer Bildung, in dem unsere demokratischen Werte – und dazu gehört auch die Streitkultur – befördert wird.

Vor der Deutschen Revolution von 1848 gehörte der Beruf des Buchhändlers zu den gefährlichsten im Lande. Die in Frankfurt ansässige Bundeszentralbehörde organisierte die geistige Unterdrückung. In ihren Akten findet sich unter vielen anderen dieser Eintrag: »Meidinger, Johann, Buchhändler in Frankfurt und Rödelheim, 41 Jahre, verhaftet wegen Verbreitung revolutionärer Schriften«. Weitere Beispiele sind Heine, Herwegh und Schiller. Mit Zensur und Verfolgung von Schriftstellern und Publizisten war es mit der Verkündigung der Grundrechte durch die Nationalversammlung endgültig vorbei. Das dachten jedenfalls die Demokraten und Revolutionäre von 1848. Dass es anders kam, ist bekannt. Die Nationalversammlung scheiterte. Parlamentarier, unter ihnen auch Schriftsteller, Philosophen und Denker, wurden verfolgt und ins Exil getrieben. Die Einigung einer deutschen Nation erfolgte erst Jahre später nach einem gewonnenen Krieg. Zensur hatte weiterhin Bestand. Doch Zensur und Verfolgung reichten den neuen Machthabern ab 1933 nicht mehr. Sie inszenierten ihre Verachtung für Ideen und Menschenrechte. Sie verbrannten die Bücher unliebsamer Autoren. Leider auch hier in Frankfurt, am 10. Mai 1933, hier auf dem Römerberg. In den folgenden Jahren wurde fast die

gesamte schriftstellerische Elite von Bertold Brecht über Nelly Sachs bis Stefan Zweig ins Exil getrieben.

Liebe Freundinnen und Freunde der Bücher, die Nazis konnten die Bücher der Exilanten nicht aus Frankfurt vertreiben. Frankfurt ist eine Stadt des Buches. Die erste Buchmesse ist für 1437 belegt. Trotz Papierknappheit fand die Buchmesse 1948 hier in der Paulskirche statt. Dieses Jahr haben wir die 75. Buchmesse nach dem Zweiten Weltkrieg eröffnet. Die Deutsche Nationalbibliothek hat den Verfolgten der Nazizeit ein Denkmal zum Anfassen, zum Erlesen geschaffen. Im Deutschen Exilarchiv 1933 - 1945 finden Sie Manuskripte und Relikte der Vertreibung des freien Geistes aus Deutschland. Ich kann die Dauerausstellung über das Exil nur empfehlen.

Der Friedenspreis hat sich dem Erhalt der Meinungsfreiheit und der Unterstützung Verfolgter von Anfang an verpflichtet. Der erste Preisträger hat das Elend der Vertreibung und des Exils am eigenen Leib erfahren. Max Tau erhielt den Preis am 3. Juni 1950. In den 1940er Jahren war er nur knapp der Ermordung entgangen. Max Tau glaubte an das Gute im Menschen - übersah darüber aber die Gefahren der Zeit. Über seine Jugendzeit schrieb er: »Wir hielten nach den Sternen Ausschau, was in der Welt vor sich ging, sahen wir nicht.« Fast hätte ihn die Welt des Bösen verschlungen.

In der Krisenzeit, in der wir leben, dürfen wir, Leser und Leserinnen, Schriftsteller, Autorinnen und Verleger, überhaupt alle denkenden Menschen, nicht über das hinwegsehen, was in der Welt vorgeht. Wir müssen uns immer wieder ins Bewusstsein rufen, dass Kreative wie der heutige Preisträger Salman Rushdie auch in der jetzigen Zeit bedroht und leider auch von Fanatikern attackiert werden. Dabei brauchen wir ihre friedensstiftenden Gedanken, brauchen wir Vermittler zwischen Kulturen gerade jetzt besonders.

Die Bedrohung setzt sich in der digitalen Welt fort. Nachrichten haben eine immer kürzere Verfallszeit. Falschinformation, manipulierte Informationen und Hass verbreiten sich in Lichtgeschwindigkeit. Wir dürfen uns davon nicht spalten lassen. Gerade deshalb ist es in der digitalen Transformation wichtig, verlässliche Orientierungspunkte zu haben. Bücher, das geschriebene Wort und epische Erzählungen wie die Werke des Preisträgers sind ein Gegenpol. Denn Erzählungen vielschichtiger gesellschaftlicher Entwicklungen und philosophischer Überlegungen bieten Orientierung. Sie sind ein wichtiger Beitrag zum Fundament demokratischer Gesellschaften. Sie stärken das Verständnis füreinander. Leisten auch wir unseren Beitrag zur Meinungsfreiheit und bauen Brücken, auch in der digitalen Welt! Reden wir über Krieg und Frieden, über Freiheit und Unfreiheit. Verbieten wir uns selbst nie die Worte. Das sind wir auch unseren Kindern, unserer Demokratie und den kommenden Generationen schuldig.

Sehr geehrter Herr Rushdie, Sie sind ein Vorbild. Sie haben die Werte des Paulskirchenparlaments in die Welt getragen. Gleichzeitig stehen Sie für die Vermittlung zwischen Osten und Westen. Ich habe kürzlich erst einige Ihrer Erzählungen aus »Osten, Westen« gelesen. Sie haben sich als das Komma zwischen den beiden Wörtern bezeichnet. Ich glaube, die heutige Preisverleihung zeigt, dass das Komma sehr viel bedeutender ist, als es scheint. Vielen Dank für Ihren Einsatz für Meinungsfreiheit und Frieden.

Sie haben gesagt, dass Sie immer gern nach Frankfurt kommen. Im Namen der Stadt Frankfurt am Main: Sie sind hier in der Stadt der Bücher und Worte immer willkommen. Wir freuen uns, dass Sie da sind.

Herzlichen Glückwunsch!

*

Karin Schmidt-Friderichs

Vorsteherin des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels

Grußwort

Vor 175 Jahren, im Frühjahr 1848, gingen in Deutschland mutige Männer und Frauen unter Gefahr für Leib und Leben auf die Barrikaden. Sie forderten Meinungs- und Pressefreiheit, und ihre Forderungen mündeten in der Paulskirchenverfassung. Hier in diesem Raum nahm die erste Demokratie in Deutschland Form an. Sie währte nur kurz. Und doch war sie die Basis für unser Grundgesetz von 1949 – und das wiederum wurde zur Blaupause für demokratische Verfassungen auf der ganzen Welt. Heute ist diese Demokratie gefährdet. Heute gibt es in der Welt mehr Autokratien als demokratisch regierte Länder. Tendenz: leider zunehmend. Heute gibt die Hälfte der Deutschen an, wenig Vertrauen in die Demokratie zu haben. Das in diesem Raum auszusprechen, tut weh.

Lieber Salman Rushdie, heute an diesem Ort Ihr Lebenswerk zu ehren, hat für mich eine ganz besondere Bedeutung, denn obwohl Sie gestern bei der Generalprobe zum ersten Mal hier in diesem Raum waren, ist die Geschichte der Paulskirche – eine Geschichte der Freiheit und Selbstbestimmung – mit Ihrer Biografie auf vielfältige Art und Weise verwoben, fast wie in einem Ihrer großartigen Romane: In dem Jahr, in dem Sie geboren wurden, erklärte Indien nach langem, gewaltlosem Widerstand seine Unabhängigkeit. Im selben Jahr wurde hier an diesem Ort der Grundstein gelegt für den Wiederaufbau der bei einem Bombenangriff ausgebrannten Paulskirche. Als Sie mit 14 Jahren von Ihrem Vater auf ein englisches Internat gebracht wurden, erhielt hier in der Paulskirche Sarvepalli Radhakrishnan, der spätere Präsident Indiens, den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. 1975 erschien Ihr erster Roman »Grimus« im Verlag des Friedenspreisträgers und Pazifisten Victor Gollancz. Als 1989 Ihr Leben in Unfreiheit begann, fiel bei uns die Mauer, die Deutschland teilte – und die wie kaum ein anderes

Symbol für den Kalten Krieg stand. Heute sagen manche, an die Stelle des Kalten Krieges sei der religiöse Fanatismus getreten. Was wir in Israel und im Gazastreifen gerade erleben, stärkt diese Theorie leider – mein tiefes Mitgefühl gilt der Zivilbevölkerung, die Opfer dieses Fanatismus ist! In ebendiesem Jahr 1989 ehrten wir Václav Havel mit dem Friedenspreis. Er konnte den Preis nicht persönlich entgegennehmen, weil man ihm die Rückreise verweigert hätte. Sein Stuhl in der Paulskirche blieb leer. Wenige Wochen später wurde Václav Havel zum ersten Präsidenten der neuen freien Tschechoslowakischen Republik gewählt.

Dass Sie, lieber Salman Rushdie, heute hier sind, um den Friedenspreis entgegenzunehmen, erfüllt uns mit großer Dankbarkeit. Ärzte, Ihre Familie und Freunde – und vor allem Ihre Frau Rachel Eliza Griffiths – haben Ihnen nach dem Attentat im letzten Jahr das Leben gerettet ...

Liebe Gäste, der junge Salman Rushdie will nichts anderes, als Schriftsteller werden. Als Werbetexter verdient er sein Geld, verfasst erste Geschichten, beweist – wie viele andere Autor:innen, deren Werke im Dschungel der Literatur übersehen werden – Langmut, zeigt aber auch Ungeduld. Bereits in seinem ersten Roman verwebt er Mythologie mit Magie, Religion und Philosophie. Dann wird eine Reise durch das Land, in dem er geboren wurde, zum Motor seines Schreibens. Sein zweiter Roman, »Mitternachtskinder«, wird veröffentlicht – und er markiert eine Zeitenwende. Über Nacht spielt Salman Rushdie mit im internationalen Literaturgeschehen und erhält höchste Auszeichnungen, unter anderem den Booker Prize. Dann schreibt Salman Rushdie das Buch, das ihn weltberühmt machen, sein Leben aber auch vollkommen verändern wird. Es erzählt die Geschichte zweier Männer, die wider jede Wahrscheinlichkeit einen Flugzeugabsturz überleben, eine

Geschichte, in der eine fiktive Person biografische Ähnlichkeit mit einem Religionsgründer aufweist. Wenige Tage nach Erscheinen werden »Die satanischen Verse« in seiner Heimat Indien verboten. Ein halbes Jahr später spricht der iranische Ajatollah Chomeini eine Fatwa gegen ihn aus. Er ruft die Muslime in aller Welt auf, den Schriftsteller zu töten und lobt ein Kopfgeld in Höhe von 2 Millionen Dollar aus. Carolin Emcke - Friedenspreisträgerin von 2016 - schilderte, wie es ist, wenn im Angesicht des Todes die Sprache verstummt. Serhij Zhadan - unser letztjähriger Friedenspreisträger - berichtet, dass er ob des Angriffskrieges Russlands gegen die Ukraine keine literarische Stimme mehr finde. Salman Rushdie sollte die literarische Stimme genommen werden, indem man ihm nach dem Leben trachtete.

Wenn Fiktion nicht mehr Fiktion sein darf, sondern für den Autor real und lebensbedrohend wird, dann müssen wir, die Buchmenschen, aufstehen. Position beziehen. Beistand leisten. Denn die Geschichten der Welt, die Salman Rushdies Protagonist Harun im Meer der Geschichten findet, sind nicht nur unser Salz und Brot. Sie sind Teil unserer DNA, sie halten die Menschheit zusammen.

Lieber Salman Rushdie, wer es nicht selbst erfahren hat, weiß nicht, was existenzielle Angst mit einem Menschen macht. Es sei denn, ein begnadeter Autor erzählt es in einem Buch: 2012 erscheint »Joseph Anton«. Darin geben Sie der Welt Einblick in diese Jahre, in denen Sie unter ständiger Bewachung an wechselnden Orten leben. Im Verborgenen. Schonungslos berichten Sie. Und ehrlich. Offen. Radikal. Intim. Brilliant. Sie schildern Selbstzweifel und Ängste. Mut, auch Wut. Wie Sie die Sprache wiederfinden. Und was die Angst mit der Liebe macht. Mit diesem Buch, in dem Sie bedrückende Realität in beeindruckende Literatur verwandeln, kommen Sie zurück auf die literarische Bühne, die nun aber - wo

immer Sie auftreten - auch eine politische ist. Sie nehmen kein Blatt vor den Mund. Legen den Finger auf die Wunden, die der Meinungsfreiheit zugefügt werden. Sie hätten es wahrlich verdient, dass wir heute nur über Ihr literarisches Werk sprechen, das uns Daniel Kehlmann gleich vorstellen wird. Und doch müssen Sie damit leben, dass wir Ihren Namen immer auch mit der gegen Sie ausgesprochenen Fatwa verbinden.

Sehr geehrte Gäste, wir ehren heute einen Mann, der trotz all dem, was ihm widerfahren ist, seine Stimme erhebt und für die Freiheit des Denkens und des Wortes eintritt. Einen Menschen, dem wir weise Worte und Denkanstöße verdanken. Einen Menschen, der mit seinen fiktionalen Geschichten der Realität den Spiegel vorhält. Einen Menschen, von dem wir lernen können, was Mut ist: Auf die Frage, wie er es geschafft hat, nicht ängstlich oder bitter zu werden, antwortet er: »Das wäre eine andere Art von Tod gewesen.«

Wir brauchen Vorbilder wie Salman Rushdie in einer Zeit, in der die Kettenreaktionen der Einschüchterung - sei es von religiösen Fanatikern, sei es vom Mob im Netz - Wirkung zeigen. Meinungsfreiheit und eine demokratische Verfassung sind eben keine Selbstverständlichkeit. Menschen sind dafür auf die Straßen gegangen. Menschen haben dafür ihre Leben riskiert und gegeben. Wir alle - und ganz besonders die Buchbranche - tragen die Verantwortung dafür, diese Werte zu verteidigen.

Lassen Sie uns an diesem geschichtsträchtigen Ort von Salman Rushdie lernen. Und ihm die Ehre erweisen!

Danke.

*

Daniel Kehlmann

»Vom Himmel fallen und überleben«

Laudatio

Niemand geht zu einer Preisverleihung wegen des Laudators, da braucht man sich keine Illusionen zu machen. Ein Laudator ist ein offiziell bestellter Quälgeist, ein Zeitdieb, dessen Worte man sich anhört, weil er nun mal zur Zeremonie gehört wie ein Schaffner zur Zugfahrt. Sie wären also in jedem Fall und bei jedem Preisträger nicht hier, um mich zu hören, aber unter diesen besonderen Umständen, in Anwesenheit von Salman Rushdie, sind Sie ganz besonders nicht hier, um mich zu hören – und ja, falls Sie noch Zweifel haben, er ist da, er ist wirklich den weiten Weg gekommen, er sitzt unter uns, und ich entschuldige mich dafür, dass ich doch noch ein wenig Ihre Geduld strapazieren muss. Ich verspreche aber, mich kurz zu halten, auch wenn das nicht so leicht ist, denn über diesen Preisträger gibt es, und auch das überrascht wohl keinen, nicht gerade wenig zu sagen.

»I actually seem to have a mild version of the thing«, schrieb mir Salman am 18. März 2020. »Fever up and down for three days. No cause for alarm.«

»Cause for alarm« gab es aber durchaus. Im Nachhinein hat Salman es in einem Essay erzählt: Das Fieber war enorm, das Atmen fiel schwer, und von den in New York völlig überlasteten Krankenhäusern war keine Hilfe zu erwarten. Aber den Nachrichten, die er mir in den quälenden zwei Wochen seiner Covid-Erkrankung schrieb, gepflegt von der ebenfalls schwer erkrankten Eliza, in zwei Wochen also, die voll von Angst, Sorge und Ungewissheit gewesen sein müssen, würde man das nicht anmerken, so gelassen klingen sie, neugierig, fast heiter: »Only thing is to hunker down and tough it out«, heißt es da, und: »On the roller coaster, temperature normal

at night but up again in the morning«, und dann wieder: »Just riding it out.«

Warum erzähle ich diese privaten Details? Weil sie, so scheint es mir, doch sehr viel über Salman aussagen. Weniger als zwei Wochen vorher war die Welt noch normal gewesen, und jetzt, da wir anderen noch kaum wussten, wie uns geschah, war er schon von dem, was gerade erst über uns alle zu kommen begann, aufs Persönlichste betroffen; natürlich war er sofort einer *version of the thing* begegnet, und natürlich stand er die Krise mit beispielhafter Haltung durch, ohne – jedenfalls nach außen hin – eine Sekunde den Humor zu verlieren.

Salman Rushdie ist das Gegenteil eines weltabgewandten Menschen. Das macht das Wesen seiner Persönlichkeit, vor allem aber auch seiner Kunst aus: Was immer in der gärenden Substanz des Weltgeistes geschieht, er nimmt es vor uns anderen wahr, und *a version of the thing* findet seinen Weg zu ihm, so wie Radiowellen zuverlässig zu einem auf die richtige Frequenz eingestellten Empfänger finden.

Saleem Sinai, der Erzähler seines Jahrhundertromans »Mitternachtskinder«, geboren in der Sekunde der Partition, also der Trennung der Länder Indien und Pakistan, ist zugleich gesegnet und verflucht mit der Fähigkeit, sich gedankenlesend in die Köpfe der Menschen zu versetzen, nichts geht vor in den beiden neu geschaffenen und neu geschiedenen Ländern, das er nicht mitbekommt. Saleem ist nun nicht bloß ein ins Fantastische übersteigertes Porträt des Künstlers als junger Mann, er ist im besonderen Sinne ein Porträt jenes Schriftstellers, dem keine Zeitströmung, kein geistiger Windhauch verborgen bleibt.

Salman Rushdie Romane handeln, kurz und schlicht gesagt, von allem, also vom bunten, feurigen, wirren, gewaltigen Chaos, das die Welt ist. Seine hohe Bildung steht ja außer Zweifel, jeder nur halbwegs informierte Leser hat zum Beispiel mitbekommen, dass er eine verspielt postmoderne Phantasie über Cervantes' »Don Quijote« geschrieben hat oder dass sein jüngster Roman »Victory City« eine Neuerzählung von Aufstieg und Fall des Bisnaga-Imperiums in der frühen Neuzeit unternimmt, so listig und kenntnisreich, dass jeder Fachhistoriker staunen muss – aber um das Bild zu vervollständigen, sollte man auch erzählen, dass Salman eine SMS-Nachricht wie die folgende schreibt: »Obi Wan leaves Vader alive AGAIN? And the whole Third Sister storyline ... just nonsense. No sense at all.«

Denn als ich mit meinem Sohn die neue Star Wars-Serie »Obi Wan Kenobi« sah, und als wir ratlos vor der dramaturgischen Idiotie dieses Machwerks standen, gab es in unserem ganzen Bekanntenkreis überhaupt nur eine Person, die es schon gesehen hatte und mit der wir uns, von Kontinent zu Kontinent, austauschen konnten. Ebenso war es, als Amazon die teuerste Serie aller Zeiten, »The Rings of Power«, auf den Markt warf, wobei hier das Resultat so schlecht war, dass sogar Salman nach einer Weile das Handtuch warf: »The Tolkien thingy is disgracefully bad. I've tried and given up«, schrieb er, und dazu muss man wissen, dass die Show im September 2022 herauskam, also nur wenige Wochen nach dem fürchterlichen Attentat, und die eben zitierte Nachricht schon am 3. Oktober gesendet wurde.

Kurz, wenn dort draußen etwas von Wichtigkeit passiert, wird Salman es vor uns anderen mitbekommen und es, manchmal in offensichtlicher, manchmal auf geheime und nur ihm selbst nachvollziehbare Weise, in Kunst transformieren. Wenn es ein Virus gibt, gegen das noch keiner Immunität entwickelt hat, so wird Salman ihm vor uns begegnen, so wie er auch vor dem 11. September in einem passenderweise »Fury«, Wut, genannten Roman geschildert hat, wie sich ein unbestimmbarer Schatten, eine unklare

Angst, ein Zorn ohne Namen über die Insel Manhattan senkt, und so wie in seinem Roman »Golden House«, den er schrieb, als das liberale Amerika noch über die Idee einer Trump-Präsidentschaft lachte, eine widerliche Witzfigur in dieses höchste Amt gewählt wird, und so wie er natürlich auch jenem geistigen Virus, das Ende der 80er Jahre seine weltpolitische Wirkung entfaltete und erst später den Namen islamischer Fundamentalismus erhalten würde, zuallererst begegnete und auf diese Art zur Symbolfigur für Kunstfreiheit und, im Hegel'schen Sinn, zum welthistorischen Individuum wurde.

Schriftsteller können tatsächlich Propheten sein, aber wenn sie es sind, dann oft auch auf privatere Weise, als ihnen lieb ist. Hätte der Schriftsteller Salman Rushdie sich im September 1988 vorstellen können, dass sein gerade erschienenenes verspieltes Buch über die *condition humaine* in einer Zeit der Emigrationsströme sich wie jenes explodierende Flugzeug verhalten würde, aus welchem seine beiden Helden Gibreel und Saladin in den Äther geschleudert werden, ins Meer stürzen, rätselhafterweise überleben und sich danach verwandelt finden in ... ja, in was? In überlebensgroße Wesen, in einen Engel und einen Teufel, in Projektionsgestalten, die von Unzähligen verehrt, gehasst, vergöttert, gefürchtet werden. Ist es nicht von grandioser Unheimlichkeit, wie der Schöpfer dieses Romans über zwei surreal Verwandelte selbst durch die aberwitzige Reaktion auf ebendiesen Roman im öffentlichen Bewusstsein die surrealste Verwandlung erfuhr: für Unzählige tatsächlich in einen Satan und für andere in einen heroischen Aktivist der Rede- und Kunstfreiheit, in den berühmtesten Schriftsteller der Welt, in eine übermenschlich große Symbolfigur?

Wie souverän Salman Rushdie mit einer Lage umging, die andere Menschen seelisch erdrückt hätte, das verschlägt einem schon den Atem. Die meisten von uns erfahren ja gottlob nie, wie sie sich in extremen Situationen verhalten würden, aber er hat es ganz genau erfahren, und mir fallen nicht viele Menschen ein, von denen ich Grund hätte anzunehmen, dass sie die Prüfung so gut bestehen würden wie er.

In »Joseph Anton«, jenem Buch, das sicher sein fantastischstes ist, obgleich darin kein erfundenes Wort steht, lässt sich nachlesen, wie viel kühle Besonnenheit und taktische Intelligenz nötig waren, um, so wie Gibreel am Ende der »Satanischen Verse«, wieder zum Menschen unter Menschen zu werden.

Es gibt da nichts zu beschönigen. Natürlich war man damals allenthalben empört über den Mordaufruf des Ajatollahs, aber so richtig wollten die westlichen Regierungen sich dann davon doch nicht die Geschäfte verderben lassen. Die Grunderwartung an Salman Rushdie war eigentlich die, dass er sich im Gegenzug für den ihm zugestandenen Personenschutz an einen verborgenen Ort zurückziehen und nicht weiter von sich hören lassen würde.

So wollte es nicht nur Mrs. Thatcher, die ja einigen Einfluss in dieser Frage hatte, so wollte es zum Beispiel auch, ich erinnere mich gut, mein inzwischen lang verstorbener Großonkel Fritz, ein gebildeter Herr, aber auf jene urdeutsche Weise, die ihn dazu brachte, nach den schleppenden Scherzen, die er zuweilen von sich gab, »Ich mach nur Spaß« zu sagen und: »Spaß muss ja auch manchmal sein«. Dieser Großonkel Fritz also, der gerne weite Reisen machte und sich daher als Kenner der Welt sah, erklärte dem 14-Jährigen, der ich 1989 war: »Dieser Mann, der Rushdie, der ist ja bekannt dafür, das steht in der Zeitung, der will ja provozieren!« Onkel Fritz hätte Salman natürlich nicht den Tod gewünscht, aber zugleich fand er die ganze Angelegenheit, fand er dieses offenbar so schlimme Buch, das er natürlich selbst nie angerührt hätte, irgendwie unsauber, eklig, weit unter seiner Würde. Ganz ähnlich die Fernsehsendung »Das Literarische Quartett«, die am 10. März 1989 ausdrücklich darauf verzichtete, den Roman zu besprechen. Reich-Ranicki urteilt nicht einmal selbst, sondern zitiert lediglich einen Verleger, der sich weigerte, das Buch zu verlegen, da er es gar nicht kenne und nicht wisse, ob es literarisch belangvoll sei. Der Kritiker Jürgen Busche darauf: Da es sich um eine politische Affäre handle, gehöre das Ganze ohnehin nicht in eine literarische Sendung. Nun ja, könnte man einwenden, um festzustellen, dass das Buch nicht nur literarisch wertvoll, sondern

ein Meisterwerk ist, hätte man es zum Beispiel, nun, ich weiß nicht, nur ein Vorschlag ... lesen können?

Aber genau das wollte damals eigentlich kaum jemand – man wollte vor allem wieder seine Ruhe haben und ungestörte Handelsbeziehungen zum Gottesstaat Iran, so wie viele Zeitgenossen, der Vergleich scheint mir nicht ganz überzogen, heute der überfallenen Ukraine nahelegen, doch bitte Gebiete abzutreten und die ohnehin schon allzu gütige Welt nicht durch überzogene Hartnäckigkeit zu behelligen. Genauso erbat man von Salman Rushdie vor allem Schweigen und Bescheidenheit; und ja, dabei spielte es gewiss eine Rolle, dass der Mann, der durch das ihm angetane Unrecht den Frieden so sehr störte, nicht aus London oder Oxford stammte, sondern aus einem Subkontinent, den der europäische Bürger sich gern als fern, chaotisch und wirr vorstellte. Ian McEwans Feststellung, dass das offizielle England wohl ganz anders reagiert hätte, wenn die Fatwah zum Beispiel gegen Dame Iris Murdoch ausgerufen worden wäre, ist in ihrer Schärfe nichts hinzuzufügen. Aber Salman spielte dabei nicht mit. Er blieb sichtbar, blieb präsent, blieb vor allem ein Schriftsteller und kämpfte, verwandelt in ein welthistorisches Individuum, den scheinbar aussichtslosen Kampf darum, wieder das zu werden, was er eigentlich war: ein Künstler, ein Humorist, ein Sätzeschmied.

Die in zahlreichen Verstecken verfassten Romane »Harun und das Meer der Geschichten« und »Des Mauren letzter Seufzer« sind Befreiungsschläge innerer Freiheit; man liest sie und kann sich nicht vorstellen, dass der, der das schrieb, zugleich der berühmteste Unsichtbare der Welt war, von einem Unterschlupf zum nächsten eilend, zugleich bestrahlt vom grellsten Scheinwerferlicht und doch vollkommen abgeschieden. Dank seiner Leibwächter blieb Salman Rushdie am Leben, aber dank seines regelrecht unvorstellbar widerstandsfähigen Künstler-tums entging er den verschwisterten Gefahren der Seelenverkümmern und der Geistesvertrocknung, die naturgemäß jedem schöpferischen Menschen in extremer Gefahr drohen.

Wäre Salman eine literarische Figur, so gäbe es eigentlich nur einen Autor, der diesen Roman geschrieben haben könnte. In seinen Büchern findet man eine immer neu variierte erzählerische Bewegung, die man als literarische Appropriation des Superheldenmotivs beschreiben könnte. Immer wieder wachsen da jemandem übernatürliche Kräfte zu, wie sie bei flüchtigem Hinsehen durchaus auch aus einem Marvel-Film stammen könnten – aber gerade in dem Moment, in dem man sich darauf einrichten könnte, dass man es mit einem Werk von comic-stripbunter Glattheit zu tun hat, verschiebt sich die Optik, und die Figur wächst in ihre wahre Humanität. So sitzt Saladin Chamcha, eben noch ein satanischer Faun, mit einem Mal am Bett seines sterbenden Vaters, so muss die vergöttlichte Pampa Kampana hilflos dem Altern ihrer Töchter und Enkelinnen zusehen, und so wird Brother, der Schriftsteller hinter der Fiktion »Quijote«, durch die schwere Erkrankung seiner Schwester aus seiner auktorial göttlichen Machtfülle gegenüber der eigenen Schöpfung gerissen. Salman Rushdies Phantastik ist nämlich kein Eskapismus, sondern ein Verfahren, uns die Menschennatur in ihrem Reichtum, ihrer Größe und Schwäche, ihrer Hinfälligkeit und Ausgesetztheit, unter einer verstärkenden Linse zu zeigen.

In diesem Sinn also, im Angesicht seiner schier unsinnig großen Lebensgeschichte, erlaube ich mir, Salman eine veritable Rushdie-Romanfigur zu nennen: unbestritten einer der großen Erzähler der Literaturgeschichte, der vielleicht wichtigste Verteidiger der Freiheit von Kunst und Rede in unserer Zeit – vor allem aber ein weiser, neugieriger, heiterer und gütiger Mensch und somit der würdigste Träger, den es für diese Auszeichnung, die ja als Friedenspreis ausdrücklich nicht nur künstlerische, sondern auch humanistische Größe auszeichnet, überhaupt hätte geben können. Und somit, und das ist der Moment, auf den Sie gewartet haben, übergebe ich ihm jetzt endlich das Wort.

Dear Salman, grandmaster, great friend, thank you for all the magic and congratulations from all my heart!

*

Salman Rushdie

»Wäre der Frieden ein Preis«

Dankesrede

Ich danke Ihnen allen dafür, dass Sie heute hier sind – Oberbürgermeister Mike Josef (was für wundervolle einführende Worte), Robert Habeck und seine Kolleginnen und Kollegen aus der Regierung und den Parlamenten, und natürlich Sie alle, die von nah und fern gekommen sind, damit ich hier vor Ihnen stehen kann. Und ich bin zutiefst dankbar für diesen großen Preis, den ich seit Langem kenne und schätze, ohne je geglaubt zu haben, dass er einmal meines Weges käme und dessen Liste bisheriger Preisträger – von denen einige heute hier anwesend sind – ihresgleichen sucht. Mein größter Dank gilt den Mitgliedern der Preisjury unter dem Vorsitz von Karin Schmidt-Friderichs. Des Weiteren schulde ich Daniel Dank, Daniel Kehlmann, den ich als Schriftsteller sehr bewundere. Dass er trotz der Termine rund um die Veröffentlichung eines neuen Romans Zeit fand, seine herrliche Laudatio zu halten, freut mich über die Maßen. Außerdem möchte ich diesem Gebäude, in dem wir hier versammelt sind, meinen Respekt als einem Symbol der Freiheit zollen. Es ist ein Privileg, in diesen Mauern sprechen zu dürfen.

Und nun lassen Sie mich damit anfangen, dass ich Ihnen eine Geschichte erzähle. Es waren einmal zwei Schakale, Karataka, was sich mit ›Vorsicht‹ übersetzen lässt, und Damanaka, was ›Wagemut‹ bedeutet. Sie gehörten der zweiten Riege der Gefolgschaft des Löwenkönigs Pingalaka an, waren aber ehrgeizig und gerissen. Eines Tages erschreckte den Löwenkönig ein lautes Brüllen im Wald, doch die Schakale wussten, dass da nur ein entlaufener Bulle brüllte, also nichts, wovor sich ein Löwe fürchten musste. Sie suchten den Bullen und überredeten ihn, sie zum König zu begleiten und ihm die Freundschaft anzubieten. Der Bulle fürchtete sich ziemlich vor dem Löwen, war aber einverstanden, und so wurden der Löwe und der Bulle Freunde, und die

Schakale wurden vom dankbaren Monarchen in die erste Riege befördert. Leider verbrachten der Löwe und der Bulle dann derart viel Zeit im Gespräch, dass der Löwe nicht länger jagte und die Tiere seines Gefolges Hunger litten. Folglich redeten die Schakale dem König ein, der Bulle schmiedete Pläne gegen ihn, dem Bullen aber, dass der Löwe vorhabe, ihn zu töten, und so kämpften der Löwe und der Bulle miteinander, und der Bulle wurde getötet. Für alle gab es jede Menge Fleisch zu essen, und die Schakale stiegen noch höher in der Gunst des Königs, denn sie hatten ihn vor den Machenschaften des Bullen gewarnt; sie stiegen aber auch im Ansehen aller übrigen Waldbewohner – natürlich nicht in dem des armen Bullen, der war ja tot, doch das machte nichts, und er versorgte jedermann mit einem köstlichen Mahl.

Grob umrissen ist dies die Rahmenhandlung vom ersten und längsten Teil der fünfteiligen Tierfabeln des »Panchatantra« mit dem Titel »Wie man Zwiebraten unter Freunden sät«. »Krieg und Frieden«, der dritte Teil – ein Titel, der später für ein anderes wohlbekanntes Buch Verwendung fand – beschreibt einen Streit zwischen Krähen und Eulen, in dem die Arglist einer verräterischen Krähe zur Niederlage und Vernichtung der Eulen führt. Eine Version dieser Geschichte habe ich für meinen Roman »Victory City« genutzt.

Dass sie nicht moralisieren, hat mich an den Geschichten des »Panchatantra« seit jeher geradezu unwiderstehlich fasziniert. Sie predigen nicht das Gutsein, nicht Tugend, Bescheidenheit, Ehrlichkeit oder Zurückhaltung. Verschlagenheit aber, Hinterlist, Strategie und Amoralität überwinden oft alle Widerstände. Und die Guten gewinnen durchaus nicht immer. (Auch ist meist keineswegs klar, wer überhaupt die Guten sind). Aus diesem Grund findet der moderne Leser diese Geschichten verblüffend

gegenwärtig, denn wir, die modernen Leser, leben in einer Welt der Unmoral, der Schamlosigkeit, des Verrats und der Verschlagenheit, in der die Bösen überall schon oft gewonnen haben.

»Woher kommen die Geschichten?«, fragt der Junge Harun seinen Geschichten erzählenden Vater in meinem Roman »Harun und das Meer der Geschichten«; der entscheidende Teil der Antwort lautet: Sie kommen von anderen Geschichten, aus dem Meer der Geschichten, auf dem wir alle segeln. Allerdings sollte ich hinzufügen, dass dies nicht ihr einziger Ursprung ist. Da gibt es natürlich auch noch die eigenen Erfahrungen des Geschichtenerzählers, seine Auffassung vom Leben und die Zeiten, in denen er lebt: Die meisten Geschichten aber wurzeln in anderen Geschichten, womöglich in zahlreichen Geschichten, die miteinander verbunden sind, die sich vereinen und verändern und ständig zu neuen Geschichten werden. Das ist es, was wir Fantasie nennen.

Ich wurde schon immer von Mythologien inspiriert, von Sagen und Märchen, doch nicht, weil Wunder darin vorkommen – redende Tiere, magische Fische –, sondern weil sie Wahrheit enthalten. Nehmen wir die Geschichte von Orpheus und Eurydike, eine wichtige Inspirationsquelle für meinen Roman »Der Boden unter ihren Füßen«, eine Geschichte, die sich mit kaum hundert Worten nacherzählen lässt und die selbst in ihrer komprimierten Form viele Themen in der Beziehung von Kunst, Liebe und Tod aufgreift. So fragt sie: Kann Liebe mit Hilfe der Kunst den Tod überwinden? Und antwortet vielleicht: Überwindet der Tod nicht trotz der Kunst die Liebe? Oder sie sagt uns, dass Kunst von Liebe und Tod handelt, aber beides übertrifft, da sie daraus unsterbliche Geschichten formt. Kaum hundert Wörter, aber tiefsinnig genug, um abertausend Romane anzuregen.

Die Vorratskammer an Mythen ist wahrhaft riesig. Die Griechen natürlich, aber auch die nordischen Prosa-Edda und Lieder-Edda, Äsop, Homer, der Ring der Nibelungen, die keltischen Legenden sowie die drei großen Sagenwelten Europas: jene Frankreichs mit ihren Geschichten um die Figur Karl der Große, jene Roms mit Geschichten, die sich um das

Weltreich drehen und die Sagenwelt Großbritanniens, also die Legenden um König Artus. Hier in Deutschland wären die von Jakob und Wilhelm Grimm gesammelten Märchen zu nennen. Ehe ich aber von diesen Geschichten hörte, wuchs ich in Indien mit dem »Panchatantra« auf, und wenn ich mich, so wie jetzt, zwischen verschiedenen Schreibprojekten befinde, kehre ich zurück zu diesen schlauen, verschlagenen Schakalen und Krähen und ihresgleichen, um sie zu fragen, welche Geschichte ich als nächstes erzählen soll. Bislang haben sie mich nie enttäuscht. Alles, was ich über das Gute und sein Gegenteil wissen muss, über Freiheit, Gefangenschaft und Konflikt, findet sich in diesen Geschichten. Geht es allerdings um die Liebe, dann muss ich mich, wie ich gestehe, anderswo umsehen.

Und hier stehe ich also heute, um einen Friedenspreis entgegenzunehmen und frage mich, was hat uns die Welt der Fabeln zum Thema Frieden zu erzählen?

Es sind keine guten Nachrichten. Homer sagt uns, dass es Frieden erst nach Jahrzehnten des Krieges gibt, also dann, wenn Troja zerstört ist und alle, an denen uns lag, längst gestorben sind. Die nordischen Mythen erzählen, Frieden komme erst nach »Ragnarök«, nach dem Ende der Götter, wenn die Götter ihre alten Feinde besiegt, aber auch sich selbst zerstört haben. Das deutsche Wort dafür lautet »Götterdämmerung«, was weit genauer ist als das englische »Twilight«. Auch das »Mahabharata« und das »Ramayana« sagen, der Frieden verlangt einen blutigen Preis. Und das »Panchatantra« meint, Friede – der Tod der Eulen und der Sieg der Krähen – wird allein durch einen Verrat errungen. Verlassen wir jedoch für einen Moment die Legenden der Vergangenheit und werfen einen Blick auf die Zwillingslegende dieses Sommers – ich meine natürlich das als »Barbenheimer« bekannt gewordene Blockbusterduo – »Oppenheimer« erinnert uns, dass es Frieden erst gab, nachdem die beiden Atombomben Little Boy und Fat Man auf Hiroshima und Nagasaki abgeworfen worden waren; und das Kinokassenmonster »Barbie« macht deutlich, dass es selbst in einer Welt, in der jeder Tag perfekt und jeden Abend Girls' Night ist,

dauerhaften Frieden und ungetrübtes Glück nur in pinkfarbenem Plastik gibt.

Hier sind wir nun versammelt, um über Frieden zu sprechen, wo doch gar nicht weit fort ein Krieg tobt, ein der Tyrannei eines einzelnen Mannes und seiner Gier nach Macht und Eroberung geschuldeter Krieg, ein trauriges Narrativ, dem deutschen Publikum nicht unbekannt. Und in Israel und dem Gazastreifen ist noch ein bitterer Konflikt explodiert. Frieden will mir im Augenblick wie ein dem Rauch der Opiumpfeife entsprungenes Hirngespinnst vorkommen. Selbst auf die Bedeutung dieses Wortes können sich die Kombattanten nicht einigen. Für die Ukraine heißt Friede mehr als nur ein Ende der Feindseligkeiten. Frieden, das ist für sie – und das muss es auch sein – die Rückgabe aller besetzten Gebiete und eine Garantie ihrer Souveränität. Für den Feind der Ukraine bedeutet Friede die Kapitulation der Ukraine und das Eingeständnis, dass verlorene Gebiete verloren bleiben. Dasselbe Wort, zwei unvereinbare Bedeutungen. Ein Friede für Israel und die Palästinenser scheint sogar in noch weiterer Ferne zu liegen.

Friede ist schwer zu schaffen und schwer zu finden.

Und doch sehnen wir uns danach, nicht nur nach dem großen Frieden am Ende eines Krieges, sondern auch nach dem kleinen Frieden in unserem eigenen privaten Leben, ein Leben in Frieden mit uns selbst und unserer kleinen Welt. Für Walt Whitman war Frieden wie die Sonne, die jeden Tag auf uns herabscheint:

*O Sonne wahren Friedens! O eilendes Licht!
O frei und ekstatisch! O wofür ich hier rüstend schmettere!
O die Sonne der Welt wird aufsteigen, blendend, und ihre Höhe
einnehmen – und auch du, O mein Ideal, wirst gewiß
aufsteigen!*

Whitmans ›Ideal‹ war der Frieden. Also wollen wir ihm beipflichten – hier, versammelt an diesem herrlichen Ort –, dass der Friede, so mühselig er auch zu finden ist, so unmöglich es scheinen mag, ihn zu

bewahren, dass er, dieses so schwer zu bestimmende Etwas, trotz alledem zu unseren großen Werten zählt, die es leidenschaftlich zu verfolgen gilt.

Meine Eltern glaubten dies jedenfalls, als sie mich ›Salman‹ nannten, ein Name, dessen Wurzel das Substantiv *salamat* enthält, was ›Frieden‹ bedeutet. ›Salman‹ heißt ›friedlich‹. Und tatsächlich war ich ein sehr stiller, braver, fleißiger Junge, friedlich dem Namen nach, friedlich von Natur aus. Der Ärger begann später. Und doch habe ich mich selbst immer so gesehen. Auch wenn es in meinem Erwachsenenleben anders kommen sollte.

*

Es stimmt, Fabeln haben mein Werk beeinflusst, aber auch ein Friedenspreis hat etwas entschieden Fabelhaftes an sich. Mir gefällt übrigens der Gedanke, dass der Friede selbst der Preis ist, dass die Jury Magisches kann, gar Fantastisches – eine Jury weiser Wohltäter, so unendlich mächtig, dass sie einmal im Jahr und keinesfalls öfter, einem einzigen Menschen und keinesfalls mehr, mit Frieden für ein ganzes Jahr belohnen darf. Mit einem wahrhaften, gesegneten, vollkommenen Frieden, nicht mit dem trivialen, bloß zufriedenstellenden *paix ordinaire*, sondern mit dem edlen Jahrgang *Pax Frankfurtiana*, einem ganzen Jahrvorrat davon, elegantes Bouquet, abgefüllt und frei Haus geliefert. Das wäre eine Belohnung, die ich überglücklich annähme. Ich überlege sogar, eine Geschichte darüber zu schreiben: »Der Mann, der den Frieden als Preis erhielt«.

Ich stelle mir vor, dass es in einer kleinen Stadt auf dem Land geschieht, vielleicht während des Jahrmärkts. Es finden die üblichen Wettbewerbe um die besten Pies und den besten Kuchen statt, um die beste Wassermelone, das beste Gemüse, darum, das Gewicht vom Schwein des Bauern zu erraten, außerdem ein Schönheitswettbewerb, ein Tanzwettbewerb und ein Sängerstreit. Mit farbenfroh bemaltem Pferdewagen kommt ein fahrender Händler ins Dorf, der mit seinem verschlissenen Gehrock ein wenig an den vagabundierenden Schwindler Professor Marvel aus »Der Zauberer von Oz« erinnert und erklärt, wenn man ihm gestatte, in allen Wettbewerben das

Urteil zu fällen, händigte er die besten Belohnungen aus, die es je gegeben habe. »Die besten Preise!«, ruft er. »Tretet näher! Nur herbeispaziert!« Und so treten sie näher, die einfachen Leute vom Land, und der Händler verteilt kleine Flaschen an die diversen Gewinner, Fläschchen, auf denen ›Wahrheit‹, ›Schönheit‹, ›Freiheit‹, ›Güte‹ und ›Frieden‹. Die Dorfbewohner sind enttäuscht. Bares wäre ihnen lieber gewesen, doch in dem auf diese Kirmes folgenden Jahr geschieht Seltsames. Nachdem er sein Fläschchen ausgetrunken hat, verärgert und verstört der Gewinner des Wahrheitspreises die Dorfbewohner, da er jedem stets haarklein erzählt, was er wirklich von ihm hält. Die Dorfschönheit wird, kaum hat sie ihre Belohnung getrunken, noch schöner, zumindest in ihren eigenen Augen, zugleich aber auch unerträglich eitel. Das freizügige Benehmen der Freiheit schockiert die Dorfbewohner, die zu dem Schluss kommen, dass ihr Fläschchen einen mächtigen Rauschtrank enthalten haben muss. Die Güte erklärt sich selbst zu einem Heiligen, und natürlich findet ihn alle Welt unerträglich. Und der Friede sitzt einfach nur unter einem Baum und lächelt. Da es aber dermaßen viel Ärger im Dorf gibt, ist auch dieses Lächeln äußerst ärgerlich. Als ein Jahr später erneut der Jahrmarkt stattfindet und der fahrende Händler wieder auftaucht, wird er aus dem Dorf gejagt. »Hau bloß ab«, schreien die Dorfbewohner. »Deine Preise wollen wir nicht. Eine Wurst, ein Käse, ein Stück Schinken, auch eine blitzende Medaille am roten Band. Das sind normale Preise. Die wollen wir.«

*

Vielleicht schreibe ich diese Geschichte, vielleicht auch nicht. Auf jeden Fall aber kann sie auf unbeschwerte Weise ein ernstes Thema illustrieren, dass nämlich Eigenschaften, die, darin sind wir uns einig, zu den Tugenden zählen, je nach Blickwinkel und Auswirkung auf die reale Welt zu Lasten werden können. In Italo Calvinos Buch »Der geteilte Visconte«, »Il visconte dimezzato«, wird der Held während einer Schlacht von einer Kanonenkugel in zwei Hälften vertikal geteilt. Beide Hälften überleben, ein erfahrener Medicus vernäht die Wunden, doch stellt sich bald heraus, dass der geteilte Viscount nicht nur

körperlich, sondern auch moralisch in zwei Hälften getrennt wurde; die eine Hälfte ist nun unfassbar gut, die andere unfassbar böse. Wie sich jedoch zeigt, richten beide Hälften in der Welt vergleichbaren Schaden an und sind gleichermaßen schrecklich zu ertragen, bis die Hälften vom selben erfahrenen Medicus endlich wieder zusammengenäht werden, die daraufhin körperlich erneut singular, moralisch aber plural sind, will sagen: ein Mensch.

*

Während vieler Jahre wurde es mir vom Schicksal vergönnt, aus dem Fläschchen Freiheit zu trinken und ungehindert jene Bücher zu schreiben, die mir in den Sinn kamen; und jetzt, kurz vor Veröffentlichung meines 22. Buches, muss ich sagen, 21 mal hat es sich sehr gelohnt und das Elixier hat mir ein gutes Leben beschert, in dem ich der einzigen Arbeit nachging, die ich je verrichten wollte. Bei der verbleibenden Ausnahme, nämlich der Veröffentlichung meines vierten Romans, lernte ich – wie so viele von uns –, dass die Freiheit eine gleich starke und widersetzliche Reaktion der Kräfte der Unfreiheit provozieren kann, aber ich lernte auch, wie ich mich den Folgen dieser Reaktion stellen und nach bestem Vermögen fortfahren konnte, als Künstler so freimütig zu arbeiten, wie ich es stets angestrebt habe. Ich lernte darüber hinaus, dass auch viele andere Schriftsteller und Künstler, die diese Freiheit ausübten, mit der Macht der Unfreiheit konfrontiert wurden, kurz gesagt, ich lernte, wie gefährlich es sein kann, den Wein der Freiheit zu trinken. Das aber machte es nur umso unabdingbarer, wichtiger und unverzichtbarer, sie zu verteidigen, worum ich mich, mit einer Vielzahl Gleichgesinnter, nach Kräften bemüht habe. Ich gestehe, es gab Zeiten, da hätte ich lieber das Friedenselixier getrunken und mein Leben damit zugebracht, glücklich lächelnd unter einem Baum zu sitzen, aber das war nun mal nicht das Fläschchen, das mir der fahrende Händler gab.

Wir leben in einer Zeit, von der ich nicht geglaubt habe, sie erleben zu müssen: eine Zeit, in der die Freiheit – insbesondere die Meinungsfreiheit, ohne die es die Welt der Bücher nicht gäbe – auf allen Seiten von reaktionären, autoritären, populistischen,

demagogischen, halbgebildeten, narzisstischen und achtlosen Stimmen angegriffen wird, eine Zeit, in der sich Bildungseinrichtungen und Bibliotheken Zensur und Feindseligkeit ausgesetzt sehen; in der extremistische Religionen und bigotterie Ideologien beginnen, in Lebensbereiche vorzudringen, in denen sie nichts zu suchen haben. Und es gibt sogar progressive Stimmen, die sich für eine neue Art von *bien-pensant* Zensur aussprechen, eine Zensur, die sich den Anschein des Tugendhaften gibt und die viele, vor allem junge Menschen, auch für eine Tugend halten. Von links wie rechts gerät die Freiheit also unter Druck, von den Jungen wie den Alten. Das hat es so bislang noch nicht gegeben und wird durch neue Kommunikationsformen wie das Internet noch komplizierter, da gut gemachte Webpages mitsamt ihren böswilligen Lügen gleich neben der Wahrheit stehen, weshalb es vielen Menschen schwerfällt, das eine vom anderen zu unterscheiden. Außerdem wird in unseren sozialen Medien Tag für Tag die Idee der Freiheit missbraucht, um dem Mob online das Feld zu überlassen, wovon die milliarden schweren Besitzer dieser Plattformen profitieren und was sie zunehmend in Kauf zu nehmen scheinen.

Was aber tun wir in Sachen Meinungsfreiheit, wenn sie auf derart vielfältige Weise missbraucht wird? Die Antwort ist, dass wir weiterhin und mit frischem Elan machen sollten, was wir schon immer tun mussten: schlechte Rede mit besserer Rede kontern, falschen Narrativen bessere entgegensetzen, auf Hass mit Liebe antworten und nicht die Hoffnung aufgeben, dass sich die Wahrheit selbst in einer Zeit der Lügen durchsetzen kann. Wir müssen sie erbittert verteidigen und sie so umfassend wie möglich definieren, was natürlich heißt, dass wir die freie Rede auch dann verteidigen, wenn sie uns beleidigt, da wir die Meinungsfreiheit sonst überhaupt nicht verteidigen würden. Verlegerinnen und Verleger gehören zu den wichtigsten Wächtern der Meinungsfreiheit. Danke für eure Arbeit und bitte, wenn dies überhaupt geht, dann macht sie noch besser, seid noch tapferer und lasst tausend und eine Stimme auf tausend und eine verschiedene Weisen sprechen.

Um es mit dem Dichter Kaváfis zu sagen: »Die Barbaren kommen heute«; und ich weiß, Kunst ist die Antwort auf Philisterei, Zivilisation die Antwort auf Barbarei: In einem Kulturkrieg aber – ein solcher, in dem wir uns gerade befinden – können Künstler und Künstlerinnen aller Art – Filmemacherinnen, Schauspieler, Sängerinnen und ja, die Ausübenden jener Kunst, die von den Buchmenschen der Welt Jahr für Jahr in Frankfurt versammelt werden, um sie zu fördern und zu feiern, diese alte Kunst des Buches – sie alle gemeinsam können die Barbaren noch von den Toren fernhalten.

*

Ehe ich zum Ende meiner Ausführungen komme, möchte ich noch all jenen in Deutschland und darüber hinaus danken, die nach dem Angriff auf mich vor gut vierzehn Monaten ihre Stimme in Solidarität und Freundschaft erhoben haben. Ihre Unterstützung hat mir persönlich und auch meiner Familie viel bedeutet, da sie uns gezeigt hat, wie leidenschaftlich und weit verbreitet der Glaube an die Meinungsfreiheit weiterhin ist, hier wie auf der ganzen Welt. Die nach dem Angriff am 12. August zum Ausdruck gebrachte Empörung bewies mir Mitgefühl, verdankte sich aber auch dem Entsetzen der Menschen – Ihrem Entsetzen – darüber, dass der innerste Wert einer freien Gesellschaft so rüde und brutal attackiert worden war. Ich bin zutiefst dankbar für die Woge der Freundschaft, die mich erfasste, und ich werde mein Bestes tun, weiterhin für das einzustehen, zu dessen Verteidigung Sie sich alle erhoben haben.

Und wenn ich nun mit diesem Friedenspreis heimkehre, werde ich mir allerdings auch die Zeit nehmen und besagtes Elixier trinken, um mich dann friedlich und glücklich lächelnd unter einen Baum zu setzen. Ich danke Ihnen allen.

Aus dem Englischen von Bernhard Robben

Kontakt

Börsenverein des Deutschen Buchhandels e.V.
Geschäftsstelle Friedenspreis des Deutschen Buchhandels – Martin Schult und Jona Krützfeld
Schiffbauerdamm 5, 10117 Berlin
Telefon 030 2800 783-44, Fax 030 2800 783-50
Mail: m.schult@boev.de kruetzfeld@boev.de
Internet: www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de